

Karlagin

Bitte 4x klingeln

VON JOHANNA ROMBERG

Zucker! Es gibt Zucker! Den ersten Zucker seit vier Monaten! Tom hat es als erster erfahren. Tom, der breitschultrige Barrakadenkämpfer und Mitstürzer des Dserschinski-Denkmal, der eigentlich Nikolai heißt, im Hauptberuf Straßenkehrer ist und das kleinste von fünf Zimmern in der Wohnung Nr. 6 in der Rostowskaja Naberechnaja Nr. 20 bewohnt.

Heute morgen um acht hat er sich, wie gewöhnlich, auf den Flugblätterstapel gehockt, der seit den letzten Präsidentschaftswahlen als Telefonsessel dient, und den Rundruf durch die Geschäfte gemacht, deren Nummern mit Bleistift auf einen Zettel an der Wand gekritzelt sind: Brotladen, Milchladen, Gemüseladen, Gastronom. Hat die übliche Frage gestellt, nach deren Beantwortung er gewöhnlich den Hörer mit einem Fluch – „Hol's der Teufel, fick deine Mutter!“ – auf die Gabel knallt. Heute aber hat er nichts gesagt, hat sich bloß vor Erstaunen die Pranke in den Nacken gehauen und dann quer über den Flur geschrien: „Arbusow! Arbusow, deine Zuckermarken!“

Wladimir Konstantinowitsch Arbusow, dienstältester Mieter der Wohnung Nr. 6, lebt in den beiden großen und hellen Zimmern mit Blick auf die Moskwa. Arbusow, so viel weiß Tom, war mal ein hohes Tier, leitender Ingenieur im Ministerium für medizinische Industrie. Doch seit einigen Jahren ist er stocktaub und fast völlig erblindet. Seine ehemaligen Kollegen würden sicher erschrecken, wenn sie ihn sähen, mit seinem verkniffenen, blicklosen Gesicht, seinem schlurfenden Gang und seiner ausgebeulten Trainingshose, aber für die Mieter der Wohnung Nr. 6 ist er ein Nachbar wie jeder andere auch. Daß er, wenn er überhaupt den Mund aufmacht, nur Unverständliches lallt, stört niemanden in einer Wohngemeinschaft, in der ohnehin nur das Nötigste geredet wird.

Und seinen Weg in die Küche findet

Arbusow immer noch allein: Morgens, mittags und abends kann man ihm begegnen, wie er mit schlurfenden, aber zielstrebigem Schritten zum Herd geht, ein paar Kartoffeln oder eine Tüte Makkaroni in der Hand, und so dicht vor seinen Augen, daß es ihm fast die Wimpern versengt, ein Streichholz entzündet. Die Kackerlaken, die von der Wärme angeregt um die Herdplatten herumturnen, bemerkt er nicht. „Arbusow ist der ideale Kommunalka-Mieter“, sagt Tom grinsend. „er sieht nix, hört nix, also braucht er sich auch über nix zu ärgern.“

Schwierig wird es nur, wenn man ihm etwas mitteilen will. „Arbusow!“ brüllt Tom dem angestrengt blinzelnden Greis ins Gesicht. „Arbusow, deine Zuckermarken!“

*

Zucker gibt es frühestens um drei. Antonina Korenjugina hat es in der Schlange erfahren, in die sie sich vorsorglich schon um sieben Uhr morgens, eine Stunde vor Öffnung der Geschäfte, eingereiht hat. Nachdem ihr ein Verkäufer die Nummer 300 mit Tinte auf die Handfläche gemalt hat, ist sie erst mal zurück in die Nowokonjuschennigasse gegangen, zwei Blocks von Toms Haus entfernt, in die Wohnung mit dem düsteren Flur, in das Zimmer mit den vollgepackten Schränken, den Einmachgläsern unter dem Bett und dem Kindertischchen in der Mitte. Ein bißchen komisch sieht es immer aus, wenn Witali, Antoninas kräftiger Mann, auf einem der buntbemalten Stühlchen hockt. Sie haben die Mini-Möbel damals gekauft, als sie das zweite Zimmer noch nicht hatten, als sie noch mit der vierköpfigen Familie auf 16 Quadratmetern hausten. So sparten sie Platz. Man muß immer versuchen, so ordentlich und normal zu leben wie möglich, das ist Antoninas Devise.

Aus der Küche tönt das Rauschen von Wasser, das Klappern von Geschirr. Antonina horcht auf. Vera ist dort zugange, ihre Nachbarin, die mit Mann und Kind die beiden Zimmer auf der anderen Seite

des Flurs bewohnt. Antonina könnte jetzt in die Küche gehen und Vera sagen, daß es Zucker gibt. Aber das wird sie nicht tun, genausowenig, wie sie ein Loch in die Zimmerwand brechen würde. Zwischen Vera und Antonina herrscht unerklärte, unerschütterliche Feindschaft. Seit neun Jahren haben sie kein Wort miteinander gewechselt.

Die Wohnblocks, in denen Antonina, Tom und Arbusow wohnen, sind einst für Angestellte des sowjetischen Ministerrats gebaut worden und noch immer eine gute Adresse. Von außen sieht man das kaum. Die eintönigen, ehemals gelben Fassaden sind längst so grau und bröckelig geworden wie das ganze Viertel, und auf den Straßen bilden sich bei Regen die gleichen knöcheltiefen Pfützen wie überall in Moskau. Aber wenn Tom morgens den Kehrriem in die Müllcontainer kippt, entdeckt er oft Reste von Lebensmitteln, die es in normalen Geschäften schon lange nicht mehr gibt: Wurst, Fleisch, sogar nachlässig geleerte Kaviardosen.

Ungewöhnlich auch, daß der Lift nur selten nach Urin stinkt. Manchmal begegnet man gutgekleideten und wichtig dreinblickenden Leuten, Apparatschiks oder auch Prominenten wie jenem Fernsehsprecher, der die Nachrichtensendung „Westi“ moderiert.

Der hat natürlich seine eigene Wohnung. Nur Leute wie Tom und Antonina hausen in „Kommunalkas“, Gemeinschaftswohnungen, in denen jedes Zimmer an eine andere Partei vermietet ist. Tom, Antonina und ihr Mann Witali sind „Limitschiki“. Zuzügler aus der Provinz, die nur deshalb ein – zeitlich begrenztes – Wohnrecht in Moskau besitzen, weil sie eine unbeliebte, schlecht bezahlte Arbeit angenommen haben. Sie kehren die umliegenden Straßen und Höfe, für 160 Rubel im Monat. Wer sich bei der Hausleitung, der „Direkzija“, unbeliebt macht oder seine Arbeit aufgibt, verliert nicht nur seine Bleibe, sondern muß auch Moskau verlassen. Erst wenn einer zehn Jahre ohne Beanstandungen geschuftet

hat, erteilt ihm die Direkzija lebenslanges Wohnrecht. Lebenslanges Wohnrecht für ein Acht-Quadratmeter-Zimmer in einer Fünf-Zimmer-Gemeinschaftswohnung mit neun Mitbewohnern.

*

Manchmal, wenn alles verquer läuft, wenn die Läden nach dem siebten Rundruf immer bloß „njet“ sagen, wenn Arbusow auch nach minutenlangem Anbrüllen nicht begreift, daß von Zucker die Rede ist – dann erinnert sich Tom an das Versprechen von Silajew. Iwan Silajew, damals Ministerpräsident von Rußland, hat Tom Amelin, Straßenkehrer, höchstpersönlich eine eigene Wohnung versprochen. Am 22. August, vor dem Weißen Haus.

Während des Putsches ist Tom so etwas wie eine internationale Berühmtheit geworden. Kaum ein Fernsehzuschauer, der ihn nicht gesehen hätte, wie er neben Jelzin stand, die russische Fahne schwenkte, der Statue des „Eisernen Feliks“ die Schlinge um den Hals legte, immer gut erkennbar durch die schwarze Panzermütze und die tarnfarbene Weste, die seinen gewaltigen Bizeps gut zur Geltung brachte. „Der erste Soldat, der zu Jelzin überlief“ – so taufte ihn die Journalisten, und so ganz falsch war das nicht: Zwar vernahm Tom die Nachricht vom Putsch nicht in der Kaserne, sondern aus dem Radioapparat in der Küche der Wohnung Nr. 6, aber er zögerte keinen Moment. Er telefonierte die Jungs aus dem Fitneßstudio zusammen, wo er fünfmal die Woche trainiert, warf sich in die Panzerfahrer-Uniform, die er seit seiner Militärzeit im Kleiderschrank aufbewahrt, und zog los in den Kampf gegen die Kommunisten, für Jelzin und die Demokratie.

Der Putsch hat nicht nur die Welt erschüttert, er hat auch die Verhältnisse in der Wohnung Nr. 6 dauerhaft durcheinandergewirbelt. Vor dem 19. August gab es eine feste Hausordnung, die bestimmte, welcher Bewohner wann Küche und Bad zu putzen hatte und die Wäscheleine über dem Herd benutzen durfte. Doch seit jenen drei Tagen und Nächten, als die Wohnung zum Hauptquartier für Dutzende von Barrikadenkämpfern wurde, als in der Küche ohne Unterbrechung Transparente gemalt, Fahnen genäht, Nachrichten ausgetauscht und Hektoliter Tee gekocht wurden – seitdem ist die alte Ordnung unwiederbringlich dahin. Schon deshalb, weil niemand wußte, wer nach dem Putsch als erster mit Putzen dran war.

In zwei Zimmern mit dem Ex-Mann und dessen Geliebter

Langsam legte sich ein feiner Schmutz-

film auf Herd, Spüle und Küchenfußboden; die Kakerlaken, durch eine Desinfektionsaktion vor dem Putsch noch kräftig dezimiert, eroberten ihre alten Trampelpfade zurück, das Teegeschirr, das vorher strikt nach Besitzern getrennt war, wurde allmählich zum Gemeingut. Vergessen sind die regelmäßigen Vollversammlungen um den Küchentisch, wo man über die maximale Verweildauer im Bad debattierte und Resolutionen gegen Arbusows unmäßige Kartoffelschalen-Produktion verabschiedete. Statt dessen tagt jetzt fast allabendlich in der Küche der „Wohltätigkeitsfonds Smolensker Platz“, der sich für die Aufstellung eines Denkmals zu Ehren der Toten vom 21. August einsetzt.

Anfangs hat die Frau von Arbusows Zimmernachbar Lopuchin noch gelegentlich gegen das Chaos angeputzt und geschimpft, worauf Tom ihr in aller Ruhe empfohlen hat, doch lieber aus dem Fenster zu springen. Das hat sie nicht getan, aber irgendwann ist sie zu ihren Eltern gezogen, und kurz darauf haben auch Frau und Kinder von Toms Zimmernachbarn Karlagin das Weite gesucht. Seitdem leben die vier Restmieter in friedlicher Anarchie nebeneinanderher. Lopuchin hat eine neue Geliebte, aber die läßt sich selten in der Küche blicken.

Einmal ist Tom ins Ministerium gegangen, um Silajew an sein Versprechen zu erinnern. Man sagte ihm, der Ministerpräsident sei gerade zu beschäftigt, er möge ein andermal . . . Da hat er gesagt, fickt eure Mutter, und ist gegangen.

*

Die Sitzungen des Wohltätigkeitsfonds Smolensker Platz beginnen selten vor neun Uhr abends. Manchmal beginnen sie gar nicht. Manchmal sitzen die Mitglieder des Fonds einfach so zusammen – oder stehen, denn in der Küche der Wohnung Nr. 6 gibt es gerade drei Hocker und einen vom Küchendunst ergrauten Sessel – und trinken Tee. Manchmal trinken sie auch Wodka, aber nur tropfenweise, denn es braucht einiges an Glück, Stehvermögen und einen Haufen Bezugsscheine, um wenigstens eine Halbliterflasche Wodka aufzutreiben.

Es fällt schwer, in diesen Tagen nicht übers Essen zu reden. Die Fondsmitglieder haben eine Art schweigende Übereinkunft getroffen, dieses Thema nicht ernsthaft zu erörtern, sondern nur in Verbindung mit einer Portion schwarzen Humors. Oft spielen sie das Rechenspiel: Wieviel West-Zigaretten ist Andrejs Monatslohn gerade wert? Wieviel Gramm Käse wird sich Tatjana in einem halben Jahr für ihr Gehalt als Lehrerin auf dem Kolchosmarkt kaufen können? Wenn Igor den Kühlschrank kaputtmacht – wieviel Jahrzehnte wird er für einen neuen arbeiten müssen?

Manchmal erzählen sie nur Geschichten, von der Familie, von Freunden. Was man so hört.

„Gestern hat sich meine Nachbarin bei mir ausgeheult. Seit über einem Jahr ist sie geschieden, aber man gibt ihr keine neue Wohnung, und so lebt sie weiter mit ihrem Mann und ihren Schwiegereltern in zwei Zimmern. Seit einiger Zeit leben sie zu fünft, weil ihr Mann eine neue Geliebte hat, und jetzt hat sie erfahren, daß sie bald zu sechst sein werden, weil die Geliebte ein Kind erwartet . . .“

„Na hör mal, das ist doch noch fast normal. Ich kenn' da einen, Sergej heißt er, der lebt seit über 20 Jahren in derselben Wohnung mit einem Menschen, der versucht hat, ihn als Kind im Spülstein zu ertränken. Weil seine Mutter ihn im Streit ‚du Saujude‘ geschimpft hatte. Dieser Sergej ist heute ein schwerer Alkoholiker, wen wundert's, und er kriegt immer wieder schreckliche Wutanfälle. Die läßt er dann an seiner Mutter aus, der Ärmsten, prügelt sie, jagt sie in die Rumpelkammer. Möchte nicht wissen, wie viele Nächte die Alte zwischen Kakerlaken und leeren Wodkaflaschen verbracht hat . . .“

„Soll sie doch von Glück sagen, daß sie noch lebt! Hier im Haus hat kürzlich ein Sohn seinen Vater im Suff aus dem Fenster gestürzt . . .“

„Meinen Freund hat es auch fast erwischt. Ausgerechnet am Jahrestag der Oktoberrevolution geht ein Nachbar auf dem Korridor besoffen mit einem Messer auf ihn los. Und wißt ihr, was die anderen Nachbarn tun? Stehen seelenruhig in der Tür und schauen zu, was passiert, nach der Devise: Wenn einer von beiden dran glauben muß, dann wird endlich wieder ein Zimmer frei . . .“

Eigentlich müßten sie über wichtigere Dinge reden. Über die Flugblätter und Spendenaufrufe, die sie verfassen wollen, über die geplante Ausstellung mit Fotos und Dokumenten zu den dramatischen Tagen im August. Seltsam nur, wie blaß und entfernt diese Ereignisse manchmal schon wirken. Als hätten sie auf einem anderen Planeten stattgefunden, weit weg vom Moskauer Alltag.

*

Auf dem Gasherd in der Küche steht ein Eimer voll Wäsche. Seit Stunden köchelt er auf kleiner Flamme vor sich hin. „Das ist wieder so eins ihrer Stückchen“, sagt Antonina, und sie verfällt in Flüsterton, obwohl Vera gar nicht in der Wohnung ist. „den hat sie bloß dahin gestellt, um mich zu ärgern.“

Kinder in der Kommunalka: spielen nur bei Zimmerlautstärke

Natürlich kann es sein, daß Vera einfach nur waschen wollte. Aber soviel

Arglosigkeit traut Antonina ihrer Nachbarin einfach nicht zu. Wenn man so viele Jahre schweigend nebeneinanderher lebt, immer nur rätseln kann, was die andere, die zweieinhalb Meter weiter Kartoffeln schält oder Teller spült, gerade im Schilde führt, dann beginnt man sich Legenden zurechtzuspinnen, die um so phantastischer werden, je länger das Schweigen anhält.

Was eigentlich der Anlaß des Streits war, damals vor neun Jahren, daran kann sich Antonina nur dunkel entsinnen. Vielleicht war Vera böse, daß Antonina sich mit der Nachbarin, die früher im Nebenzimmer wohnte, so gut verstand. Vielleicht hat sie einmal das Licht im Flur zu lange brennen lassen. Vielleicht waren die Kinder irgendwann zu übermütig – obwohl das schwer vorstellbar ist, denn Schenja und Lena, neun und sechs Jahre alt, sind echte Kommunalka-Kinder, von klein auf an ein Leben in Zimmerlautstärke gewöhnt. Stundenlang können sie dasitzen und still vor sich hin zeichnen und basteln, kleine Phantasie-Dollarnoten zum Beispiel, mit denen sie sich im Geist die tollsten Sachen kaufen – Walkmen, Videorecorder, Autos.

Nein, die Kinder können nicht schuld sein an dem Streit zwischen Antonina und Vera. Vielleicht waren es doch die paar Tropfen Moosbeersaft, die Antonina einmal beim Einmachen versehentlich auf Veras Küchentisch hat fallen lassen.

... und manchmal zur Morgentoilette in den Garten

Früher, als in jedem der vier kleinen Zimmer eine komplette Familie lebte, da zerrte der tägliche Kampf um Herdplatten, Wäscheleine und Quadratentimeter Küchentisch so sehr an den Nerven der Bewohner, daß schon Kleinigkeiten Wutausbrüche auslösen konnten. Damals holte Antonina ihren Kühlschrank ins Zimmer und erklärte den Flur für die Kinder kurzerhand zum verbotenen Terrain. Und gelegentlich konnte man Schenja und Lena, aber auch Witali frühmorgens hinter einem Busch in den umliegenden Vorgärten hocken sehen, weil der Nachbar vom Zimmer gegenüber die Angewohnheit hatte, bis zu 20 Minuten das Klo zu blockieren. Die anderen Mitbewohner schimpften und schlugen an die Tür, aber Antonina schwieg lieber und schickte ihre Familie vors Haus.

Manchmal trifft Antonina morgens Tom, der im selben Hof kehrt wie sie. Dann stellt sie den Besen ab und klagt ein bißchen, wie schrecklich das ist mit Vera, bis Tom ungeduldig wird und sagt, verdammt, nun rede doch endlich mal mit ihr, das ist doch nicht auszuhalten! Aber Antonina schüttelt den Kopf. Am Ende gäbe es einen offenen Streit, und das wä-

re schrecklich. Dann schon lieber die stille, geregelte Feindschaft. Das zermürbt, das deprimiert, aber man kann damit leben, wie mit zu kleinen Möbeln, Schlangestehen und Tee ohne Zucker.

*

Irgendwann am späteren Abend kommt Arbusow in die Küche geschlurft, seinen Kochtopf und einen Beutel Makaroni in der Hand. Egal, ob die Küche leer ist oder gerade der Wohltätigkeitsfonds Smolensker Platz tagt, er steuert unbeirrt auf den Herd zu, entzündet mit zusammengekniffenen Augen das Feuer und läßt dann sorgsam, ungeachtet der mitleidigen oder amüsierten Blicke, Nudel um Nudel in den Topf gleiten.

Wenn Arbusow, alter Prawda-Abonent und Sohn eines renommierten Architekten, reden könnte – er könnte Dinge erzählen, die die Versammlungen um den Küchentisch sicher in Erstaunen versetzen würden. Von jener Zeit, als die Menschen noch stolz darauf waren, in Kommunalkas zu leben – weil Gemeinschaftswohnungen als der Ort galten, an dem der Sozialismus am schnellsten und vollkommensten in praktische Lebenswirklichkeit umgesetzt werden würde. Es waren die Jahre nach dem endgültigen Sieg der Oktoberrevolution, als die Menschen zu Zehntausenden in die Städte strömten – auf der Flucht vor den erbärmlichen Lebensbedingungen auf dem Land, aber auch, um voller Begeisterung und Tatendrang beim Aufbau der Industriemacht Sowjetunion mitzuwirken. Um die Massen von Zuzüglern unterzubringen, mußten die Alteingesessenen notgedrungen zusammenrücken: Wo früher eine Familie wohnte, da wurden jetzt drei, fünf oder zehn einquartiert, und wo der Raum immer noch nicht reichte, da wurden die Zimmer eben halbiert.

„Uplotnenije“ – Verdichtung – hieß diese Strategie im Bürokratenjargon. Was eine Notlösung war, wurde zur wahren fortschrittlichen Lebensform erhoben: Je mehr Menschen hinter einer Wohnungstür zusammenlebten, sich Küche, Teekessel, manchmal sogar die Zahnbürste teilten, desto gründlicher mußten sich ihre Lebensgewohnheiten angleichen, mußten individuelle Bedürfnisse und Relikte bürgerlichen Eigensinns verschwinden, und am Ende würde der neue, der sozialistische Mensch entstehen.

Vielleicht war diese Idee schon in jenem Moment verraten, als die ersten Kühlchränke in den Kommunalkas auftauchten, gesichert mit Kettenschlössern gegen hungrige Nachbarn; als immer mehr Kommunalka-Bewohner Geschmack daran fanden, eigene Teekessel, Töpfe, Kinderbetten zu besitzen, wenn möglich schönere als die ihrer Mit-

bewohner. Spätestens jedoch, als die ersten Zehntausende im Gulag verschwanden, denunziert von Wohnungsnachbarn, die verdächtige Bücher erspäht, unbedachte Bemerkungen in der Küche aufgeschnappt oder einfach nur etwas zurechtfabuliert hatten, um ein lange begehrtes zweites Zimmer in Besitz nehmen zu können – spätestens dann war klar, daß enge Wohnverhältnisse auf die Dauer nicht unbedingt bessere Menschen hervorbringen.

In den fünfziger Jahren, unter Chruschtschow, rückte dann auch die offizielle Politik vom Ideal der Kommunalka als fortschrittlichster Lebensform ab. Es wurden so revolutionäre Grundsätze formuliert wie der Anspruch jedes Menschen auf einen Mindestwohnraum von drei Quadratmetern, und es wurde mit dem Bau von Wohnblocks begonnen, den sogenannten „Chruschtschobas“, die heute als Inbegriff von Häßlichkeit, Enge und Baufälligkeit gelten. Freilich waren sie nicht für die Ewigkeit errichtet, sondern nur als Provisorium für die nächsten 25 Jahre. Denn spätestens dann, das wußte man zu Chruschtschows Zeit genau, würde der Kommunismus verwirklicht und damit das Wohnproblem für alle Zeiten gelöst sein.

Viele Moskauer trauern den Kommunalkas schon nach

Heute, wo die Hälfte aller Stadtbewohner mit neun oder weniger Quadratmeter Wohnraum auskommen muß, wo nur Veteranen, Tbc-Kranke, Afghankämpfer und Familien, die pro Mitglied weniger als fünf Quadratmeter zur Verfügung haben, damit rechnen können, in wenigstens zwei, drei Jahren eine Bleibe zugewiesen zu bekommen – heute gibt es wieder Stadtplaner, die an eine Renaissance der Kommunalka glauben. Sie berufen sich dabei auf Umfragen unter Bewohnern der Moskauer Satellitenstädte, die zunehmend über Vereinsamung klagen und ganz offen der heimlichen Enge ihrer alten Gemeinschaftswohnungen nachtrauern.

*

Einige Tage nach dem Tag, an dem es Zucker gab, treffen sich Tom und Antonina auf dem Hof bei den Mülltonnen. Es ist naßkalt und trübe, der Regen hat das letzte Herbstlaub mit dem Matsch auf den Wegen zu einem glitschigen Teppich zusammengeklebt. Die Reisigbesen nützen da nichts, man muß das Zeug Schaufel für Schaufel in die Tonnen wuchten. Das geht in den Rücken, nach spätestens zwei Stunden ist man hundemüde.

Antonina weint. Aber nicht nur vor Müdigkeit. Gestern ist sie bei der Wohnungsverwaltung gewesen, bei der Direkzija. Sie hat gefragt, ob sie nicht ihre

beiden Zimmer tauschen kann, gegen zwei Zimmer in einer anderen Kommunnalka, irgendwo anders in Moskau. Nur weg von Vera. Aber die Direkzija hat „njet“ gesagt.

„Ich weiß nicht, was ich tun soll“, sagt Antonina. „Gestern hat sie wieder irgendwem am Telefon gesagt, er wäre falsch verbunden, hier gäb's keine Korenjugins. Ich hab's genau gehört. Sie ist so schrecklich, ich halte das bald nicht mehr aus!“

„Am besten, du springst aus dem Fenster“, sagt Tom finster. Er blickt an der weinenden Antonina vorbei an die Hauswand neben den Mülltonnen. Irgend jemand hat mit blauer Kreide „Es lebe das Staatskomitee für den Ausnahmezustand!“ in eine Wandnische gekritzelt. Tom starrt auf die Schrift, und plötzlich reißt er sich mit einem wütenden Ruck seinen Stiefel vom Fuß, spuckt auf die Sohle und beginnt, heftig die Wand zu scheuern. Die blaue Kreide wird blasser, aber sie läßt sich nicht ganz abreiben.

An diesem Tag packt Tom die Lust zur Veränderung. Seit Wochen schon hängt ein Zettel am Schwarzen Brett der Wohnung Nr. 6 mit dem Aufruf: „Arbusow! Du bist der einzige in dieser Wohnung, der immer noch die Prawda liest! Arbusow! Wir fordern dich auf, den veränderten Zeiten Rechnung zu tragen und Dein Abonnement endlich zu kündigen!“

Arbusow hat auf diesen Aufruf nie reagiert. Trotzdem bekommt er seit dem ersten Januar 1992 die „Iswestija“ ins Haus. Bisher hat er sich nicht beklagt. Im Gegenteil. Kürzlich hat ihm die Direkzija angeboten, im selben Haus eine eigene, abgeschlossene Wohnung zu beziehen. Aber Arbusow hat nicht gewollt. Wer sollte ihm dann wohl Bescheid sagen, wenn es Zucker gibt? □

Johanna Romberg, 33, ist GEO-Redakteurin. **Alexandra Avakian**, 31, verfolgt seit 1988 die Ereignisse in der ehemaligen Sowjetunion mit der Kamera. Ihre Reportagen – unter anderem über das Erdbeben in Armenien, über Prostituierte und Fahrradgangs – erschienen in „Time“ und „New York Times Magazine“.

p d g